

DIE SIEBEN LETZTEN WORTE

Jesus starb nicht stumm am Kreuz. Die Evangelien überliefern sieben Aussprüche. In dieser karwöchentlichen Serie ergründen wir ihre tiefere Wahrheit und Wirkkraft. **Teil 2**

Als Jesus die Mutter sah und bei ihr den Jünger, den er liebte, sagte er zur Mutter:

Frau, siehe, dein Sohn!

Dann sagte er zu dem Jünger: Siehe, deine Mutter! Und von jener Stunde an nahm sie der Jünger zu sich.“

(Joh 19,26–27)

Von Theresia Heimerl

Diese letzten Worte Jesu im Johannesevangelium haben vielgestaltigen Widerhall in der christlichen Kunstgeschichte erfahren. Jesus am Kreuz, Maria zur einen und der Jünger Johannes zur anderen Seite stehend haben Künstler von anonymen Mosaiken der ersten Jahrhunderte bis zu Giotto und Matthias Grünewald bewegt und sie bewegen mit ihren Bildern bis heute. In manchen Darstellungen steht Maria wie vor Schmerz erstarrt, einen Schleier über das Gesicht gezogen, da, als wäre sie vor dem, was sie sieht, tief in ihr Innerstes geflüchtet, in anderen ringt sie die Hände, in wieder anderen wird sie von Johannes aufgefangen, ohnmächtig angesichts des Schmerzes.

Dieser Schmerz einer Mutter, die der qualvollen Hinrichtung ihres eigenen Sohnes zusehen muss, berührt uns heute noch. Er ist zeitlos, das Schlimmste,

was sich eine Mutter vorstellen kann, ein Bild, das sich in den Kriegen rund um uns hundertfach wiederholt.

Der Jesus, den uns die Evangelien vorstellen, ist kein einfacher Sohn. Er weist seine Mutter auf der Hochzeit von Kana schroff ab mit den Worten: „Was willst du von mir, Frau?“ (Joh 2,4). In den folgenden Jahren scheint er sie ganz vergessen zu haben, er ist mit öffentlichen Auftritten und seinen Jüngern beschäftigt. Von diesen steht dann kein einziger außer Johannes unter dem Kreuz – dafür ist die Mutter wieder da.

Der Jünger Johannes ist auf manchen Gemälden als schöner Jüngling dargestellt, wie schon beim letzten Abendmahl, Mat-

thias Grünewald aber zeichnet Johannes mit vor Schmerz und Angst verhärtetem Gesicht, seine Finger sind so fest verschränkt, dass es weniger frommer Gebetsgestus denn ein Festhalten der Finger aneinander zu sein scheint, hilflos angesichts des Geschehens. Auf dem Isenheimer Altar desselben Künstlers in Colmar scheint Jo-

hannes seiner Rolle als neuer-nannter Sohn bereits nachzukommen, stützt er doch die zusammenbrechende Maria, den Blick nur mehr auf sie und nicht mehr den Gekreuzigten gewandt.

Jesus verpflichtet die ihm am nächsten stehenden Menschen, füreinander zu sorgen.

WOLFGANG ZAJC

Kindern erhalten werden oder betteln konnte. Jesus ordnet sozusagen seine letzten weltlichen Angelegenheiten: „Und von jener Stunde an nahm sie der Jünger zu sich. Danach, da Jesus wusste, dass nun alles vollbracht war, (...)“ (Joh 19,27f.) Erst nachdem er seine Mutter, die ihn in diese Welt geboren hat, mit einem Ersatzsohn versorgt weiß, ist seine Aufgabe zur Gänze erledigt.

Jesus, ein treusorgender Sohn, spät aber doch? Sicher schwang für Christen und insbesondere Christinnen diese existenzielle Bedeutung mit, zumal auch in den folgenden Jahrhunderten bis in die nicht allzu weite Vergangenheit ein solcher Sohn die einzige Möglichkeit für ein halbwegs annehmbares Weiterleben war.

Die Worte vom Kreuz an Maria und Johannes haben darüber hinaus noch eine andere Bedeutung, die über soziale Notwendigkeiten hinaus geht. Jesus setzt in seinen letzten Worten konsequent fort, was er in seinen Predigten und Taten in den Jahren davor gesprochen und gelebt hat: Er ermuntert zur Beziehung. Anders als es später Michel Foucault dem Christentum (in gewisser Weise auch zurecht) zuschreibt, ist die Botschaft Jesu vom Beginn seines Wirkens an nicht die Sorge um sich selbst (*Le souci de soi*, 1984), sondern die Sorge um andere Menschen, den Nächsten oder die Nächste, wer immer diese sein mögen. Es sind eben nicht die traditionellen Famili-

enbände, von denen die Evangelien erzählen, sondern Beziehungen, die aus Zufallsbegegnungen entstehen, oder gar mit Misstrauen beginnen, wie etwa mit dem Zöllner Zachäus, den Jesus aus dem Feigenbaum in seine Jüngerschaft lockt. Jesu Sorge gilt jenen, denen die Familie nicht mehr helfen kann, wie der Tochter des Jairus oder will, wie der Ehebrecherin im Johannesevangelium (Kap. 7/8).

Jesus weitet mit seinen Worten an Maria und Johannes den Familienbegriff, er bindet ihn nicht mehr an Blutsverwandtschaft oder Besitzstatus, was das lateinische *familia* eigentlich anzeigt. Johannes ist nicht der leibliche Sohn Marias, aber er kann wie ein Sohn für die allein zurückgebliebene Frau sein, sie stützen, wie im Bild Grünewalds, sich von ihr verwöhnen und umsorgen lassen, wie sie es für Jesus viel zu kurz tun konnte. Maria wird in der Tradition rasch von der Mutter eines Sohnes zur Mutter vieler christlicher Söhne und Töchter.

Es ist kein Zufall, dass das Christentum bereits in den ersten Jahrhunderten beginnt, solche Familien der gegenseitigen Sorge zu entwickeln: Die Apostelgeschichte schildert das Leben der christlichen Gemeinde in Jerusalem nach dem Pfingstereignis als familiäre Gemeinschaft, in der die Blutsverwandtschaft keine Rolle spielt. Nicht lange danach entstehen erste Ordensgemeinschaften, die familiären Bezeichnungen wie Vater, Mutter, Bruder und Schwester übernehmen, aber in

deutlichem Kontrast oder gar in Konkurrenz zum traditionellen Modell der Familie stehen.

Diese letzten Worte Jesu am Kreuz machen deutlich, wofür das Christentum steht: Jesus verpflichtet die ihm am nächsten stehenden Menschen, einer davon blutsverwandt, der andere durch Jüngerschaft in enger Vertrautheit verpflichtet, füreinander zu sorgen. Die aus der Ukraine geflüchtete Frau, deren Sohn im Krieg gefallen ist, sie ist ebenso eine Mutter, um die sich andere „Söhne“ kümmern sollen wie die todkranke Frau in der Palliativstation, deren Kinder weit weg oder selbst schon verstorben sind. Und an mutterlosen Söhnen ist gerade unsere heutige Gesellschaft wahrlich nicht arm. Sie sind oft allein aufgebrochen auf ihre Reise in das Jerusalem ihrer Träume, haben trauernde und doch hoffende Mütter zurückgelassen und stehen nun verloren auf dem kahlen Golgotha von heute, den Plätzen der anonymen Städte.

Viele von diesen Söhnen würden sich jemand wünschen, der ihnen seine Mutter anvertraut, und ihn selbst dieser Frau, die ihn noch ein wenig unterstützen und trösten würde in dieser Welt der zerstörten Träume vom nahen Reich Gottes, die Menschen nicht nur kreuzigt, sondern auch zulässt, dass Mütter und Söhne das Leiden und das Böse mitansehen müssen.

Lesen Sie morgen:
Noch heute wirst du mit mir im Paradies sein

Zur Autorin

Theresia Heimerl, geboren 1971 in Linz, studierte Deutsche und Klassische Philologie sowie Katholische Theologie in Graz und Würzburg. Seit 2003 ist sie Professorin für Religionswissenschaft an der Universität Graz.

